



Jordan-Young, Rebecca M., Katrina Karkazis, *Testosterone. An Unauthorized Biography*, Harvard University Press, Cambridge, MA 2019, 274 S., geb., 27 €

Kein Stoff im menschlichen Körper regt die Fantasie von Ärzten, Patienten, Frauenbewegung und Fitnesspropheten derartig an, wie Testosteron. „T“, wie es im vorliegenden Buch genannt wird, steht in der Populärkultur stellvertretend für Männlichkeit, was aber mit der pharmakologischen Realität nur wenig zu tun hat. Dies wiederum führt zu einer Unzahl an Fehleinschätzungen und Missverständnissen, denen Naturwissenschaftler ebenso leicht erliegen wie ganz normale Menschen. Die in biomedizinischer Soziologie geschulte Rebecca M. Jordan-Young und die Kulturanthropologin Katrina Karkazis ergänzen sich in der Aufschlüsselung der Gesellschaftsgeschichte des Sexualhormons. In sieben Kapiteln, denen eine Einleitung, Schlusswort, Anmerkungsverzeichnis und Register beigeordnet sind, widmen sie sich den zentralen Diskussionspunkten: die Rolle des Hormons bei der Erfüllung des Kinderwunsches, die Konnotation zu Macht und Gewalt, die Verbindung zur Fitnesskultur sowie die vermutete Relevanz für Risikoinkaufnahme.

Anschaulich beginnen die Autorinnen die Geschichte mit dem Lebenslauf einer 43jährigen Karrierefrau aus New York City, die – von „Torschlusspanik“ erfüllt – mittels Hormontherapie die Erzeugung von Nachwuchs erzwingen will und nach einer Reihe von teuren Fehlschüssen zu der Überzeugung gelangt, es müsse andere Wege zur Steigerung der körpereigenen Eiproduktion geben als jene, die ihr der Endokrinologe der Wahl aufgezeigt hatte. Neben Akupunktur verwiesen einige Ärzte aus dem als hinterwäldlerisch verschrienen Texas auf die Abgabe niedriger Androgendosen. Was sowohl ihren New Yorker Arzt als auch die Frau schockierte: es funktionierte (37). Die Patientin hatte diese ergänzende Hormontherapie selbst

gewählt, ohne ihren Arzt zu informieren. Die Problematik dieser Vorgehensweise wird von Jordan-Young und Karkazis nicht thematisiert, sie konzentrieren sich auf die Tatsache, dass Testosteron für Frauen ebenso wertvoll sein kann wie für Männer. Ein Punkt, der in der Populärkultur, aber auch in der etablierten Fortpflanzungsmedizin noch kaum rezipiert wird, wohl aber in der Laborforschung.

Wenn aber Testosteron für den Hormonkreislauf von Frauen ebenfalls relevant ist und Gutes bewirkt, so beschädigt diese Erkenntnis eine der zentralen Säulen des Testosterondiskurses. Demnach sei ein hoher Wert gleichbedeutend mit Aggressionen und Brutalität. So hatten es nordamerikanische Studien an Strafgefangenen nahegelegt, wobei deren Autoren den brutalen Gefängnisalltag völlig ausgeblendet hatten (64). So aber gelangte in Zeitungen und Filme seit den 1960er Jahren die These, wonach ein entsprechender Hormonstatus auf kriminelles Verhalten schließen lasse – ausschließlich bei Männern natürlich, denen das alleinige Recht auf Besitz von Testosteron zugestanden wurde.

Es dauerte bis in die 1990er Jahre hinein, ehe dieses Konstrukt in der *scientific community* aufgebrochen wurde – ohne dass diese neuen Erkenntnisse sich im populären Diskurs hatten etablieren können. Parallel geriet damit die positive Komponente eines hohen Testosteronspiegels ins Wanken. Denn dem Hormon wurde nicht nur ein Einfluss auf aggressives Verhalten attestiert, sondern auch hinsichtlich der Kompetenz zu Risikomanagement und der Bereitschaft, Risiken zum Wohle anderer Personen in Kauf zu nehmen.

Schließlich verschwammen die Grenzen von Sex und Gender seit den 1990er Jahren, was die eindeutige Zuordnung der Testosteronwirkung noch problematischer machte. Die zunehmend soziologisch aufgeladenen Fragestellungen hinsichtlich der Entstehung von Gewalt und Aggressionen machten die Studien an Gefängnisinsassen endgültig irrelevant. Stattdessen spielten genetische Überlegungen nun eine verstärkte Rolle (140). Psychoendokrinologie und Genetik gingen ein unheilvolles Bündnis ein, das Fragestellungen aufwarf, die das Privatleben der Amerikaner berührte. Eigneten sich hormongesteuerte Organismen als Eltern? Konnte der Hormonspiegel über das Schicksal des Nachwuchses entscheiden? Nicht nur Eltern, sondern auch Versicherungen und Behörden begannen sich dieser Fragestellung zu widmen.

Parallel entfaltete sich in der amerikanischen Gesellschaft ein ganz anderer Diskurs über Testosteron. Die relativ freie Zugänglichkeit von Medikamenten führte dazu, dass das Hormon dazu genutzt wurde, das äußere Erscheinungsbild von Durchschnittsamerikanern zu beeinflussen: Bodybuilding war seit den 1950er Jahren ein Thema gewesen, aber das Hormondoping gab dem Sport und seinem Bild in der Öffentlichkeit eine ganz neue Wendung (168f). Verkompliziert wurden die Debatten schließlich, als die Aufweichung

der zuvor so strengen Grenzen von Sex und Gender die Sportkultur erreichte und Transsexuelle begannen, wahlweise in den Wettkämpfen für Männer oder Frauen aufzutreten (189). Hierbei kam es erstmals seit Jahrzehnten zu einer Parallelentwicklung der Diskurse und Debatten in natur- und sozialwissenschaftlicher Forschung sowie der Öffentlichkeit.

Negativ ist zu bemerken, dass die Autorinnen Forschungsliteratur und historische Ereignisse außerhalb der USA so gut wie nicht zur Kenntnis nehmen. Dies zeigt sich insbesondere bei der Schilderung der Wissenschaftsgeschichte der Hormone: Eugen Steinach kommt nicht vor, Adolf Butenandt und sein Team an Endokrinologen sowie die Firma Schering scheinen nie existiert zu haben. Die zentrale Rolle der Hormonforschung bei der Konstruktion von Sex und Gender seit den 1950er Jahren wird auf wenigen Seiten abgehandelt, die Namen John Money und Milton Diamond werden nicht einmal erwähnt, von Günter Dörner gar nicht zu reden. Auch Judith Butler ist unbekannt, Donna Haraway wird einmal genannt (206). Die Humanexperimente zur Steigerung des Potentials von Soldaten seit den 1940er Jahren sucht man im vorliegenden Buch vergebens. Nachteilig für die Lektüre wirkt sich das Fehlen eines Literaturverzeichnisses aus.

Im Ganzen handelt es sich bei der Studie um eine eindimensionale Schilderung einer komplexen Geschichte.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Haerdle, Stephanie, *Spritzen. Geschichte der weiblichen Ejakulation*, Edition Nautilus, Hamburg 2019, 288 S., br., 18,00 €

Die „Femmes Fontaines“ waren lange ein Rätsel für Ärzte, Therapeuten, Theologen und viele Frauen selbst. Gab es überhaupt ein weibliches Äquivalent zur männlichen

Ejakulation? Doch blickt man über den Tellerrand des Abendlandes hinaus, so wird rasch deutlich, dass in anderen Kulturen über dieses Thema lange Zeit sehr viel freimütiger diskutiert wurde als im Westen. Die in Berlin lebende Kulturwissenschaftlerin Stephanie Haerdle entwirft in sechs Kapiteln, denen eine Einleitung und ein umfangreicher bibliographischer Apparat, jedoch leider kein Register, beigeordnet sind, die Geschichte eines lange tabuisierten und heute vielfach selbstverständlichen Teiles des weiblichen Sexuallebens.

Dazu war jedoch in der auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität pochenden westlichen Medizin erst einmal eine korrekte anatomische Darstellung des weiblichen Unterleibes erforderlich, die im Kontext der Einführung bildgebender Verfahren und des Abbaus von Vorurteilen ab den 1970er Jahren Gestalt annahm (15). In China oder Indien jedoch standen die empirisch lustvoll gewonnenen Erkenntnisse im Mittelpunkt. Männliche Autoren entwarfen Konzeptionen, wie sowohl Frauen als auch ihre Partner sexuellen Genuss nicht nur psychisch empfinden konnten, sondern auch einen fassbaren Beweis hierfür lieferten – die Ejakulation. Während chinesische Autoren diese Genüsse im Kontext einer zuvor nach strengen Vorgaben eingegangenen Ehe erlebbar machen wollten, zögerten indische Ratgeber nicht, dies auch Prostituierten oder Liebchaften zu gewähren (41).

Detailliert benennt Haerdle die zeitgenössischen Begriffe und nutzt für deren Übersetzung und Einordnung die in der Forschung als angemessen eingestuft Formen. So wird deutlich, dass lange vor MRT und Röntgenstrahlen der Bereich, den man heute „G-Punkt“ nennt, antiken und mittelalterlichen Autoren in Asien bekannt gewesen sein könnte, wie die Münchner Indologin Renate Syed 1999 bemerkte (47). Ihre männlichen Kollegen in den Jahrzehnten zuvor hatten dies offenbar übersehen.

Haerdle arbeitet sich anschließend durch die aristotelische Samenlehre, antike Texte und ihre Tradierung im christlichen Mittelalter. Ab der Frühen Neuzeit waren es dann Ärzte wie Realdo Colombo (1516–1559), die in der Klitoris die zentrale Stelle für die weibliche Lustempfindung lokalisierten (65). Der Orgasmus bzw. die seine Existenz anzeigende Ejakulation erschienen in Zeiten der Säftelehre häufig positiv konnotiert. Denn nur wenn die Frau beim Sex befriedigt würde, könnten die inneren Organe wie die Gebärmutter sich frei entfalten und die Stauung bedingenden Säfte zirkulieren. Die arabische Medizin lieferte ein umfangreiches pharmakologisches Repertoire, um das Erreichen dieses Zustandes zu begünstigen (75).

In der Frühen Neuzeit jedoch wird die weibliche Ejakulation alsbald in ein negatives Licht gerückt, gilt sie doch gerade im Kontext der nun als besonders schädlich geltenden Masturbation als Nachweis unsittlichen Verhaltens. Zugleich liefert die vergleichende Anatomie immer mehr